

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

4.3.1934 (No. 9)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 9



4. März 1934

## Otto Abek / Ernst Würtenberger zum Gedächtnis

Nietzsche sagt einmal irgendwo, ein großer Mensch werde immer als ein öffentliches Unglück empfunden, weil er den Kleinen zeige, wie klein sie seien. In der scheuen, aber sehr zurückhaltenden Bewunderung, welche die Kunstgelehrten und Kunstgenossen dem eben verstorbenen Ernst Würtenberger entgegenbrachten, lag etwas von dieser Empfindung. Man sollte pflichtschuldigst alle Anerkennung, ließ es an keiner notwendigen Ehrung fehlen, aber das Eingeständnis brachte man doch nicht über sich, daß dieser eine mehr war als alle andern, daß er der beste Holzschnittmeister seit dem Mittelalter und der einzige nach Thomas Tod war, der der deutschen Kunst die große Ueberlieferung und die Wendung ins Episch-Volkstümliche, also ins Ueberzeitliche, zu geben imstande war.

Würtenberger war wesentlich und einheitlich in allem, was er anfaßte; in seiner Art zu denken und zu sprechen; in seiner Mal- und Zeichenweise; im Vortrag seiner Theorie. Einer der Grundsätze seiner künstlerischen Gestaltungslehre, den uns Schülern nahezubringen er nie müde wurde, war der, daß ein Holzschnitt oder ein Gemälde nur aus dem Gegeneinander der einzelnen Wirkungsformen erklärbar ist; daß — vor allem im Bildnis — jeder Teil erst im Gegensatz und in Wirksamkeit zum Ganzen die ihm eigene Bedeutung findet. Ein literarisches Bildnis wird gleichfalls dieser Verhältnismäßigkeit Rechnung tragen und mit dem beginnen müssen — im Gegensatz und in Wirksamkeit zu dem Würtenberger und sein Werk erst die richtigen „valeurs“ gewinnen — mit dem zeitgenössischen Kunstschaffen.

Ernst Würtenberger hat ausgangs der achtziger Jahre bei Piloty in München noch letzte Wesensbestandteile einer einst großen Ueberlieferung kennen gelernt; die fast fünf Jahrzehnte seines künstlerischen Wirkens fallen in den Zeitabschnitt der deutschen Kunstgeschichte, in der jede Erinnerung an Ueberlieferung bewußt und endgültig verlassen wurde. Impressionismus, Expressionismus, Kubismus, Futurismus und Verismus folgen sich in immer rascherem Wechsel, und indem die Künstler in mißverstandenen Individualismus so „persönlich“, „neu“ und „verblüffend“ wie möglich sein wollten, verlor sich jedes Gefühl für die handwerkliche Grundlage, jeder Sinn für die geistige Führerrolle der Kunst.

Aus der Flut all dieser Moden und Programme, die Deutschland überschwemmen, ragt wie ein Fels das Werk dreier Künstler eines Stammes, dessen inneres Gleichgewicht

schon oft schicksalhaft für das deutsche Geistesleben wurde, dreier Alemannen also: Arnold Böcklin, Ferdinand Hodlers und Hans Thoma. Allen dreien war Ernst Würtenberger zeit seines Lebens eng verbunden — als Lernender, als Kamerad, als Künstler und Ausleger ihrer Werke. Bei Böcklin studierte er 1894/95 in Florenz; die Uebersiedlung nach Zürich brachte ihm 1902 die Freundschaft Hodlers; die Berufung an die Karlsruher Akademie 1921 die Nachbarschaft zum Altmeister Thoma. Die für Würtenberger entscheidenden Jahre liegen aber in Zürich, so sehr, daß man ihn ebensogut den Schweizern wie den reichsdeutschen Malern zuzählen könnte.

Die Schweiz bewährte auch hier wieder ihre eigentümliche Rolle, in einem Zeitpunkt, wo sie sich dem Reiche politisch immer mehr entfremdet, nicht nur beste Deutsche hervorzubringen, sondern auch besten Deutschen Heimat zu werden. Gottfried Keller zeigt in seinem „Grünen Heinrich“ das Problem von der anderen Seite, wo er den jungen Schweizer mit den Niederländern zusammenbringt. „Jeder von ihnen stammte aus einer Heimat, wo germanisches Wesen noch in ausgeprägter und alter Feste lebte in Sitte, Sprachgebrauch und persönlichem Unabhängigkeitsfinn; jeder von ihnen war von dem Sonderleben seiner tüchtigen Heimat abgefallen und zu dem großen Kern des beweglichen deutschen Lebens gestoßen, und alle drei hatten daselbe, erstaunt und erschreckt, von der Nähe gesehen.“ Und wenn Kellers „Peripheriegermanen“ dann erst auf dem großen Münchner Künstlerfest, das der Herrlichkeit des alten Reiches huldigte, den Anschluß an das

„Deutsche“ finden, so gibt dies uns den Schlüssel für das, was die Schweizer heute noch an Deutschland, Deutsche vom Stamme Würtenbergs heute noch an die Schweiz bindet: die mittelalterliche Ueberlieferung. Die Schweiz zeigt als Kleinwelt die Innengestalt des gesamten deutsch-mittelalterlichen Reiches: in heimatstolze Kantone gegliedert, urwüchsigstes germanisches Volkstum auf allerhand Wegen und Abenteuern ins Welschland hinüber. Daraus erwachsen dann der Reichtum Schweizer Geisteslebens, die Bodenständigkeit ihrer Kunst am Tor der lateinischen Welt, ein Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, ein Hodler, Welti und Böcklin, ein Bachofen und Jakob Burckhardt.

Als Würtenberger nach Zürich übersiedelte, lebte von den großen Künstlern nur noch Ferdinand Hodler, und seine an der welschen Form geschulten und mit germanischer Ausdrucks-



Kraft geladenen Schöpfungen waren es, die dem jungen Maler neue Wege erschlossen. Württembergers Bildnisse und „Genrebilder“ zeigen seit dieser Zeit jene mächtige Flächenaufteilung, jene Zurückhaltung im Ton und Farbwert, jene nordische Freude an zielstarker Führung der umreißenden Linie, die wir in seinem Winterthurer Gruppenbildnis, in seinem Kubhandel, in den Bauerknechten und allen folgenden Gestaltungen bewundern. Felix Vallotton, dem Würtberger in seiner Züricher Zeit ebenfalls sehr nahestand, und dem seine Holzschnittkunst viele technische Anregungen verdankt, sagte ihm einmal bei einem Gespräch über Deutschland: „Vous êtes le seul là-bas, qui ait la grande forme.“ Die Ausschließlichkeit dieses Urteils ist gewiß übertrieben; es gab auch neben Würtberger deutsche Meister, die die „große Form“ im Sinne der Latiner besaßen. Aber Würtberger war der einzige zeitgenössische Deutsche, der in diese große Form Inhalt zu fassen wußte. Wir kommen hier zu dem Vorwurf des „literarischen“ in der Malerei, der auch gegen Würtberger oft erhoben wurde, oder, wie der Meister das Problem positiv zu stellen wußte — zum „Illustrativen“ in der Kunst. Die „illustrative Kunst“ ist von Würtberger in einer Veröffentlichung über „Zeichnung, Holzschnitt und Illustration“ gefordert worden; sie ist ihm aber nicht nur das kommende Leitmotiv für alles graphische Schaffen, sondern auch die Lösung für den Weg zu einer vollstündlichen neuen Malerei. Die illustrative Kunst ist Kampfansage an den *l'art pour l'art*-Standpunkt. Würtberger verkennt nicht die stolze „Entwicklungskurve“, die von Delacroix über die Impressionisten zu Cézanne und van Gogh hinführt; er hält sie aber für erschöpft und nicht mehr ausbaufähig. Die Loslösung von Wort und Inhalt, die Beschränkung auf das Absolute der Farbe, die ihre Stärke war, mußte ihr auch zum Verhängnis werden: sie verlor den Zusammenhang mit dem Volk. „Vom inhaltslosen Bild zur bilderlosen Wand“ hieß ein karlsruher Vortragsthema Würtbergers. „Geben wir wieder der Kunst den Inhalt, so geben wir die Kunst auch dem Volke wieder.“

In seiner Forderung nach „illustrativer Kunst“ mußte Würtberger seinen großen alemannischen Stammesgenossen Böcklin und Thoma begegnen. Böcklin, den die Zeitgenossen um Liebermann als einen „Blod“ bezeichneten, der „der Entwicklung der Malerei im Wege liegt“, wurde einem anderen Künstlergeschlecht zum Schlachtruf gegen den Impressionismus und Internationalismus in der Kunst. Für Würtberger ist er trotz der südlichen Motivwelt ein letzter „gotischer Meister“, den die linear-plastische Komposition, episch-mythische Bildinhalte und selbst die so umstrittene abstrakt-dekorative Farbgebung in die Tradition der Altdeutschen und Deutschromantiker einreihen. Einige Holzschnittübertragungen, die Würtberger nach Böcklinschen Gemälden anfertigt, zeugen noch schlagender als alle Worte vom großen mittelalterlich-illustrativen Bildstil des Basler Meisters.

Bei Thoma ist es die Gebundenheit in Landschaft und Volkstum, die Würtberger anzieht. Thoma ist ihm der „letzte Schöpfer eines vollstündlichen Weltbildes in der deutschen Kunst“. Mit ungemein feinem Einfühlungsvermögen schildert Würtberger, der aus der badischen Seegegend stammt, in der Einleitung zu seinem Thomabüchlein den Schwarzwald, diese „urtümlich-urzuständige“ Landschaft, und die eigenartige Vorstellungswelt ihrer Bewohner, denen die Bibel den Sinn für die Ewigkeit, der Kalender den Sinn für die Zeitlichkeit geben. Der künstlerische Werdegang Thomas, seine klare Raumdisposition, Linienstärke und meisterliche Maltechnik geben Würtberger willkommenen Anlaß, gegen das Pfluschertum in der Kunst ins Feld zu ziehen und eine zuverlässige handwerkliche Unterlage als erste Voraussetzung alles Gestaltens zu fordern. Dies ist das Einzige an Würtberger, daß er, der so leidenschaftlich den Inhalt fordert, nicht minder leidenschaftlich auf der Form besteht. Und daß sein eigenes Werk in allen Stücken von diesem doppelten Streben Zeugnis gibt. Er läßt das Seelische niemals unmittelbar, ohne Form, Ausdruck werden, und niemals Form ihrer selbst willen entstehen. Er greift damit in eine der brennendsten und zeitgemähesten Fragen heutigen Kunstschaffens schöpferisch und richtungweisend ein. „Im Gegensatz zum französischen Künstler“ schreibt Würtberger in einer Abhandlung, die Delacroixs großem Gegenspieler Ingres gewidmet ist, „der bei allem Neuerertum den Respekt vor der Natur behält, ja diese nie ganz abschütteln kann, weil sie gewissermaßen der Rasse im Blute liegt, ist der deutsche Künstler

in der gefährlichen Lage, von seiner Individualität in die Irre geführt zu werden. Das Band der Konvention, der Ueberlieferung ist zu schwach, um seinem Eigenbrötlertum das Gleichgewicht zu halten, und so läuft der Deutsche immer wieder Gefahr, formlos zu werden, indem ihm das Spinifizieren, sein nebulistisches Geheimnissen wichtiger ist als die Gestaltung. Die mangelnde Sinnlichkeit der sichtbaren Welt gegenüber wird ersetzt durch Spekulation des Geistes, romantische Gefühlsduselei oder die sogenannte „Gefinnung“, die sich wohl zum Höchsten verpflichtet fühlt, der es aber am Wesentlichen gebricht, an der naiven Freude an der Erscheinungswelt und der traditionellen Zucht, der Schulung.

Wir fangen an, dem Individualismus, der Originalität um jeden Preis zu misstrauen. Wir beginnen der „Genies“ müde zu werden; wir sind bereit und reif, das Persönliche, das Neue, Verblüffende, das unsere Kunst an den Rand des Abgrundes führte, daranzugeben um Einfachheit, Gesetzmäßigkeit und Ordnung. Wir halten schon im geheimen Umschau nach einer neuen Konvention, nach einem „Führer“, der uns aus dieser Verwirrenheit, aus dieser Bildnis- und Verwilderung herausführen und befreien soll.“

Den „Führer“ sieht Würtberger in Ingres; in den Traditionen, die von ihm über Mann zu Höbner, über Schirmer zu Böcklin und Thoma führen; und indem er diese Traditionen aufnimmt und in moderne Formensprache überführt, wird Würtberger selbst zum Führer aus dem Kunstchaos der Gegenwart. Er suchte die große Tradition, die von den Altdeutschen hinführt zu den Meistern seines künstlerischen Wert- und Weltbildes im 19. Jahrhundert; und indem er dies, allem modischen Individualismus zum Trotz, tat, gewann sein Werk selbst traditionsbildende Kraft.

Wer einmal in einer modernen Ausstellung in irgendeinem verlorenen Eck einem Würtberger begegnet ist, und seine Augen waren von dem Farbenkarneval der vorausgegangenen Säle noch nicht abgestumpft, der stand still und betroffen vor der Schönheit und Klarheit dieser Kompositionen, dem fein abgewogenen Kolorit und der sicheren Plastik der Formen, der linearen Kraft der Zeichnung. Und er vergaß wie bei gotischen Werken des Menschen, der sie schuf, und spürte nur, das ist die deutsche Kunst selbst, die sich wiedergefunden hat, und mühte das Volk erst wieder herangeforht werden, dem sie „tümlich“ ist.

Wer einmal Würtbergersche Holzschnitte, die Karwoche etwa, die Illustrationen zum „Armen Mann in Toggenburg“, zu den „Leuten von Selbwyla“, zu Hallers Pestalozzi oder zum Märchen vom Fischer und seiner Frau aufmerksam angeschaut hat, in ihrer technischen Vollkommenheit, in ihrer großwüchtigen Verbindung mit dem Wortinhalt, in ihrer alles auf die Wesensform abstellenden, reinen Linien Sprache, der wird nachher alles sonstige moderne Holzschnittschaffen als zufällig, plakatmäßig und nichtsagend empfinden.

Württemberg ist ein Größtes gelungen: er hat den Linienholzschnitt der altdeutschen Meister, den illustrativen Gehalt ihrer vollstündlichen Darstellungsweise, die Kraft und Würde ihrer Zeichnung, die der deutschen Kunst durch Jahrhunderte verlorengegangen waren und auch in der Romantik nur eine zweifelhafte Urständigkeit feierten, mitten in unsere Zeit gestellt, mit unserer Form- und Vorstellungswelt erfüllt und damit eine Tradition bekräftigt, die vom Gestern zum Morgen führt.

Württemberg hat einem badischen Kalender, dem Echhart-jahrbuch, das Titelbild geschnitten. Er zeigt den Alten, wie er vom Tann ins Tal schreitet und sorgend und wissend um all die Gefahren der aufziehenden Nacht den Mantel über seine kleinen Weggefährten breitet. Als ein treuer Echhart ist Würtberger durch die badische Kunst geschritten. Der treue Echhart wird er ihr — und nicht nur ihr — auch nach seinem Tode sein.

Sein Leben war Treue und heldischer Verzicht; daß er, der die Farbe meisterte wie jeder andere, sich der malerischen Effekte begab, weil die Zeit des großen Beispiels der linearplastischen Form benötigte; daß er, der die dekorative Technik des Schwarz-Weiß-Flächenschnittes spielend und meisterlich beherrschte, zum Linienholzschnitt griff, weil dort nur die Inhalte einer kommenden Volkskunst Form werden konnten, diese Kraft des Verzichtes ist selten zu finden. „Jede Form ist Begrenzung“, sagt ein Kunstschriftsteller, „ist Verzicht auf das, was jenseits der Grenze ist, und nur durch Formung entsteht jedes feste, weltmäßige Sein, das dem Subjekt gegenübersteht und zu dem es sich selbst zu gestalten hat“.

## Schrifttum und Heimatkunde

Gustav Rommel: Der Karlsruher Hardtwald mit Bildpark, Fasanengarten und Stutensee. (Verlag Madlot, Karlsruhe.)

Historisch-topographische Studien nennt Rommel, Bezirkspfleger der Badischen Historischen Kommission, das von ihm herausgegebene Werk. Wer Rommels Arbeiten kennt, greift

immer wieder gern danach, wenn von ihm etwas Neues erscheint. Den Hardtwald, dessen landschaftliche Schönheiten bekannt sind, uns auch geschichtlich nahe zu bringen, war der Zweck, den Rommel mit der Herausgabe seines Buches verfolgte. Er vermag auch hier wieder die Aufmerksamkeit zu wecken, die Augen zu schärfen und das Gefühl für ein Stück

Heimat zu verfeinern. Lesen wir die Abschnitte und wir erkennen, daß Heimat nicht ein einmaliges Sehnen, nicht ein noch so scharfes Erkannthaben der charakteristischen Erscheinung ist. Heimat ist die Gesamtheit alles dessen, was eine Landschaft bietet. Das ist das ganz einzigartige Bewußtsein, das wir von der Heimat in uns tragen, und das ist es, was uns Rommel in seinem Schrifttum immer wieder sagt, daß in der Heimat uns nichts unwichtig ist. Jeder Baum, jedes Haus, jeder Weg, jeder Bach, jeder Steg, jede Flur, die Sagen und Geschichten, sie alle sind mit unserem Leben verknüpft, nicht nur des einen oder andern allein, nein, mit uns allen. Alle stehen sie vor uns, wenn wir an die Heimat denken, und dazu gehört auch der Wald. Aus diesem Geiste hat Rommel sein Werk geschrieben. Nichts sollte darin fehlen von der Fülle, die es birgt. Vieles, was wir nicht wußten, sagt er uns, wie er uns manches zeigt, was wir noch nie beachtetten. Wenn jetzt wieder unsere Wanderungen im Hardtwald beginnen, kann ich mir keinen besseren Begleiter wünschen als Rommels Buch über den Karlsruher Hardtwald. Eugen Singer.

**Konrad Arnold Bergmann:** Walther von der Vogelweide, Lehrer und Führer des deutschen Volkes. (Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. 1933.)

Als eine erste Wegweisung will diese nicht immer leicht lesbare Schrift den nationalerzieherischen Bildungswert des Waltherschen Lebens und Dichtens herausarbeiten. Der Verfasser deutet voraus auf die weitere und umfassende Aufgabe, den gesamten Walther einmal vollständig vom Bildungsgedanken her zu durchleuchten. Wenn dazu eine eigene Textausgabe sich in Vorbereitung befindet, ist sie dankbar zu begrüßen, weil in der vorliegenden Schrift die erfreulicherweise wesentlich mittelhochdeutsch gegebenen Zitate aus einer feineswegs mehr im allgemeinen wissenschaftlichen Gebrauch üblichen, statt nach der geläufigen Lachmann-Craussschen Vorlage, ohne daß man einen inneren Grund erkennt. Auch wäre für Fachgenossen, die die neueste Walthersforschung nicht gegenwärtig haben, ein Hinweis auf diese wissenschaftliche Literatur zweifellos erwünscht gewesen, wo sich die Fundamente und Anregungen zu Bergmanns grundsätzlichen Darlegungen vorbereiten finden. Bergmann, obwohl er sonst nicht auf die seinen Untersuchungen zugrunde liegende Walthersforschung eingeht, polemisiert doch mit wörtlichen Zitaten gegen manche dort vorgefundenen Deutungen, was das Lesen seiner eigenen Arbeit belastet, wenn man nicht klipp und klar gesagt bekommt, wer denn persönlich befehlet wird, oder ohne allzu langes Suchen feststellen kann, in welchen Quellenzusammenhängen die beanstandete Stelle steht.

Inhaltlich ist zu sagen, daß Bergmann Walther ganz als religiösen Ethiker darstellt, den Politiker aber (wenn auch mit Bemerkungen, die wir uns zu eigen machen) gegen Ende der Arbeit viel zu kurz berührt und den erziehenden Künstler (denn auch dies war Walther; vielleicht gar nicht zuletzt!) gar nicht berücksichtigt. Ueber die Deutung der einzelnen Stücke Walthers sich auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Man wird Bergmanns umfassende Darstellung der Waltherschen

Lebenshaltung und -leistung abwarten müssen, die sicherlich vieles noch eingehender und damit klärender ausbreiten wird, wennschon man sich jetzt bereits gerade auch durch Widerspruch gern gefördert bekennt. Dr. Emil Kast.

**Mein Heimatland.** 21. Jahrgang, Heft 1/2, 1933, Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, i. A. des Landesvereins Badische Heimat, herausgegeben von S. E. Bussle, Freiburg i. Br.

Das erste Doppelheft „Mein Heimatland“ des neuen Jahrganges würdigt insbesondere das 25. Arbeitsjahr des Landesvereins Badische Heimat. Mehr u. mehr hat sich, wie aus Bussles Aufsatz „Die Heimat ist die Allmende der inneren Kraft“ hervorgeht, die Vereinigung zur Pflege der Heimat aus dem anfänglich kleinen Kreis von Heimatliebhabern zur Arbeitszelle im Dienst der Volksgemeinschaft gemeinet. Die Heimatpflege muß mit der Zeit gehen, mit der Entwicklung Schritt halten, sie hat zum Rückblick nur dann ein Recht, wenn sie sich die Quellen vergegenwärtigt, aus denen die geheimnisvolle Kraft kommt, die Menschen zum Volke macht. Dessen Schicksal wird in allen Dingen durch die Kenntnis der Quellen erklärt. Zu diesen Quellen will die „Badische Heimat“ hinführen in all ihrem Tun. S. E. Bussle schreibt dazu in seinem Beitrag: „Das Erbding an sich ist uns nicht wert genug: eine ganze Umwelt mit ihrem Gestern, Heute und Morgen muß in ihm sich spiegeln können, damit dient es.“ Er nennt dieses Erbe „Das Heilsgut unserer Volkheit“. Die Leistungen, im ganzen gesehen, die die „Badische Heimat“ als Kulturträgerin an der Grenze aufzuweisen hat, sind so weitreichend und bedeutend, daß sie der Zukunft dienen. Wir denken hier vor allem auch an den Ehrenvorsitzenden des Landesvereins, den bedeutendsten Kopf unter den derzeitigen Erbsforschern, Prof. Dr. Eugen Fischer. Mit einem tief in den Stoff eindringenden Aufsatz „Heimat“ leitet er den Jubiläumsjahrgang ein. Wertvolle Beiträge für den Familienforscher schließen sich an, unter anderem eine Verlautbarung des Badischen Kultusministeriums, der ein willkommenes Verzeichnis der wichtigsten familienkundlichen Aufsätze und Hinweise, die der Landesverein veröffentlicht hat im Laufe der Jahre, beigelegt ist. Pfarrer Hans Trenkle-Menau bietet eine aufschlußreiche Arbeit über „Pflege des Familienstums durch Familienarchiv und Familienforschung“. Ueber „Billinger Fastnachtmasken“ schreibt Josef Liebermann-Billingen, und gibt einen mit 11 Bildern unterstützten Bericht eines der merkwürdigsten Gebiete der Volkskunde. In's geologisch-geographische Fahrwasser geraten wir durch den Freiburger Cornelius Greiner, der einmal in Wort und Bild das Wesen der einzigartigen „Seen des südlichen Schwarzwaldes“ geschloffen darstellt. Karl Springer schreibt über die „Zerstörung Baden-Badens durch die Franzosen am Bartholomäustag 1689“ und Franz Binyard über „Das Kloster Fremersberg bei Baden-Baden“. „Das älteste Einwohnerverzeichnis des Dorfes Klein-Karlsruhe vom Jahre 1718“, das Hermann Jacob veröffentlicht, dürfte gerade dem Familienforscher zupass kommen.

## Anne Fath-Kaiser / Eine deutsche Mutter kämpft um ihren Sohn

### IV. (Schluß.)

Der Herzog ließ seiner Gemahlin mitteilen, daß es sein unabänderlicher Beschluß sei, den Marquis D'Effiat zum Hofmeister seines Sohnes zu bestellen, die Herzogin möge nun ihre Einwilligung geben oder nicht. Sie möchte also wohl tun, sich in die Sache zu ergeben. Tue sie es gutwillig, so werde der Herzog ihr Carte blanche geben, darauf möge sie schreiben, was sie nur begehre. Er würde ihre Wünsche erfüllen, auch ihre Freundin wieder bei Hofe sehen, und mit dem größten Entgegenkommen behandeln, überhaupt alles tun, um ihre Nachgiebigkeit zu belohnen. Verharre sie dagegen in ihrem Widerstand, so würde das in der Sache nichts ändern, ihr aber seine heftigste und unerbittlichste Ungnade zuziehen. Er würde jeden weiteren Verkehr mit der Gräfin unterbinden, ihr jede Bitte abschlagen, ihr jede Kränkung und Beleidigung antun, sie für ihr ganzes Leben unglücklich machen, und ihr derart wohl zu fühlen geben, daß er allein Herr in seinem Hause sei.

Die Gräfin hatte die bösen, schweren Worte so lind, so weich als möglich gesagt, nun stand ein schmerzvolles Schweigen zwischen den zwei Frauen. Liselotte blickte in ihren Schoß, suchte sich zu sammeln, Kraft, Haltung zu gewinnen. Sie wußte, wie gewichtig an Schicksal jedes gesprochene Wort, jede Entscheidung jetzt war. Sie kannte ihren Gatten gut genug, um sich des Schlimmsten zu versehen. Sie hielt nicht viel von seinen Versprechungen, wußte aber wohl, daß sie, wenn sie sich fügte, die erste aufflammende Dankbarkeit recht gut ausnützen konnte, um vieles zu erreichen. Ach, wie gut hätte sie die Carte blanche brauchen können! Wieviel Wünsche

bara sie tief verborgen, hoffnungslos in ihrem Herzen. Die stürmten nun alle, alle auf sie ein. Sie dachte an die Heiratsprojekte, die sich um ihre Kinder spannen und die ihr verhaßt waren. Vielleicht wäre nun die Gelegenheit, das böswillige Gespinnst zu zerreißen und andere, glücklichere Fäden anzuknüpfen. Immer schon ersehnte sie die Verbindung ihrer Tochter mit einem deutschen Fürsten. Einmal hatte sie geträumt, die junge Charlotte als zweite Gattin des Kurfürsten von der Pfalz wieder in der geliebten Heimat zu wissen, aber der entsetzliche Krieg, der die Pfalz verwüstete, der zu ihrem bittersten Herzleid in ihrem Namen und um ihrer Erbsprüche willen geführt wurde, hatte neben all dem anderen unsagbaren Kummer, den er ihr gebracht, auch diese Hoffnung vernichtet. Seitdem umspannen ihre Mutterwünsche den kaiserlichen Erbsprinzen Joseph. Sie konnte es nicht lassen, von einer deutschen Heirat ihres Kindes zu träumen, ihr war, als kehre damit sie selbst in die so heiß geliebte, nie wiedergesehene Heimat zurück. Freilich stiehen all diese Wünsche auf kein Verständnis, geschweige denn auf Förderung am französischen Hofe. Vielleicht ließ es sich jetzt ermöglichen, einen entscheidenden Schritt vorwärts zu tun?

Ah, das Wort Carte blanche würde sie nun verfolgen, Tag und Nacht, so wie sie immer noch die Bilder der brennenden Pfalzstädte verfolgte. Wie oft, wie oft, da sie kaum eingeschlafen, sah sie im Traum das flammende Seidelberg, das verwüstete Mannheim. Schreiend fuhr sie dann aus dem Schlummer auf, und ihr wildklopfendes Herz fand für Stunden keine

Ruhe mehr. Hatte man nicht gar die unmenschlichen Kontributionen den Städten in ihrem Namen auferlegt? O Hohn und unerhörte Schmach! Nicht ein Heller dieses Geldes war je in ihre Hände gekommen; wie schnell wäre sonst wohl jeder Taler in die ausgeplünderte Pfalz zurückgewandert. Vielleicht schenkte ihr der Herzog eine kleinere oder größere Summe . . . vielleicht war es jetzt möglich, um Schonung für die arme Pfalz zu bitten!

Gab es eine Frau, eine armselige Magd, die rechtloser, heimatloser, freundloser war als wie die vielbeneidete Fürstin? Was galt ihr Wort und Wunsch? Gerade soviel, das Gegenteil zu tun. Hatte nicht der König erst die Stunde abgewartet, da sie vor ihm auf den Knien gelegen und um Erbarmen für die wunder schöne Heimat gefleht hatte, um deren gänzliche Vernichtung anzuordnen? . . . Erst mußte sie ihre Seele, ihr Gewissen, ihre Ehre verkaufen, damit man ihre Sklaverei mildere. Erst mußte sie würdelos, gewissenlos gemacht werden, damit sie zu diesem Hofe paßte und eine Lebensmöglichkeit am Hofe fand. War das nicht ein rechter Teufelspakt: die Seele ihres Kindes gegen das Wohlwollen dieser Menschenmeute?

Nein, nein, nein! Möchte man sie zu Tode quälen, sie selbst gab sich nicht auf. All diese Versprechungen, all diese Drohungen waren wie Hornissenschwärme, die sie peinigten, sie grausam quälten, aber nie und nimmer von ihrem Wege vertreiben konnten.

Sie wandte sich an die Freundin. „Nun denn, zuerst zu dir! Du weißt, um was es geht? Wünschst du, daß ich dem Anfinnen Monfieurs nachgebe, um den ungestörten Verkehr mit dir nicht zu verscherzen?“

Die Gräfin sank zu den Füßen Liselottes. „Madame sind meiner Treue und Liebe gewiß. Ich will alles, wie Madame es für gut hält.“

Die Herzogin schob die Kniende leise zurück, damit sie sich erhebe. „Könntest du mich weiterhin lieben und achten, wenn ich Monsieur den Willen täte?“ Sie brach heftig aus. „Ich weiß, du verstehst mich, bist eines Sinnes mit mir. Nun denn, sage seinen Abgesandten: Madame läßt sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu einer vor ihrem Gewissen verbrecherischen Einwilligung verleiten.“

Die Gräfin neigte den Kopf zum Zeichen des Gehorsams. Dann brach sie in fassungslöse Tränen aus. „Nun werden sie mir verbieten, Madame je wiederzusehen!“ Liselotte legte zärtlich tröstend den Arm um ihre Schulter. Während auch ihr die Tränen über die Wangen liefen, suchte sie nach Trost und Hoffnung für die Freundin. In den Schmerzfalten um ihren Mund geisterte ein schwaches, spöttisches Lächeln: „Verliere den Mut nicht, Liebe. Alle Messer stumpfen mit der Zeit. Wovon lebt dieser Hof anders denn von Lüge und gegenseitiger Feindschaft? Wir werden auch Waffen für unsere gute Sache finden.“

Der Herzog war über die unerschütterliche Standhaftigkeit seiner Gattin überaus aufgebracht. Er berührte mit keinem Wort den Streitapfel, behandelte Liselotte jedoch mit der abscheulichsten Kälte und Rücksichtslosigkeit. Sie nahm ihr blutendes Herz in die Obhut eines eisernen Willens, tat als merke sie nichts, als berühre sie keine Kränkung. Gefast, gleichmütig und unerschütterlich lebte sie in gewohnter zurückgezogener Weise. Dann wurde diese Zurückgezogenheit unterbrochen; der Herzog schickte seine Kreaturen, um in seinem Sinne auf Liselotte einzuwirken. Die Herzogin schien auf einmal in großen Gnaden zu sein, seit Jahren hatte sie nicht so viele Besuche emp-

sangen. Umsonst all die glatten Verführungskünste prallten an ihrer Charakterstärke ab. Sie wußte allzu gut, sobald sie im geringsten nachgab fiel, auf sie die volle Verantwortung alles Kommenden. Wenn die Mutter selbst ihren Sohn dem greulichen Verderber und Verführer überließ, wie konnte dann den Herzog oder seine Ratgeber ein Vorwurf treffen? Sie unternahm auch ihrerseits einen Vorstoß und Versuch. In diesen Tagen hatte der König dem Duc de Bourgogne in La-mothe-Fenelon einen der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs zum Erzieher gegeben. Nun schrieb Liselotte an den König, bat ihn, auch für ihren Sohn eine solche gute Wahl zu treffen. Sie erhielt jedoch weder mündliche noch schriftliche Antwort und ersah daraus, daß sie auch vom König keine Unterstützung in ihrem gerechten Kampfe erwarten durfte.

So verzweifelt mutlos ihr oft ums Herz war, so angstvoll sie der Zukunft ihres Sohnes entgegen sah, sie wahrte die äußere Ruhe und Haltung. Ihre energische, tatkräftige Natur hatte sich ja längst an passives Dulden, entscheidungsloses Zusehen gewöhnen müssen, es blieb ihr auch jetzt nur das eine: ihrem Gewissen gemäß handeln und das Weitere der Vorsehung überlassen.

Und siehe, an ihrem stillen, aber unbeugsamen Widerstand zerbrach die verantwortungslose Laune des Herzogs. Denn mehr als eine Laune war es für ihn ja nicht gewesen; diese hemmungslosen Menschen spielten ja täglich zur Kurzweil und Zerstreuung mit Menschenleben und -schicksalen. Ein letzter Rest von Scham, vielleicht auch nur die feige Angst vor der Verantwortung, vor dem Urteil aller rechtlich Denkenden in Frankreich hinderten den Herzog, gegen den Willen Liselottes auf seinem Vorhaben zu bestehen. So traten denn eines Tages die Rathsamshäuser und der Oberhofmeister wieder in das Zimmer der Herzogin, aber heute leuchtete die Nachricht, die sie brachten, wie Maienglanz von ihren Gesichtern. „O Madame,“ stammelte, stotterte, überstürzte sich die Hofdame, „der ganze Hof ist voll davon: nicht der Oberhofmeister, sondern Dubois ist zum Hofmeister des Duc de Chartres bestellt!“

Liselotte war aufgesprungen, sie wollte einen Schrei der Freude ausstoßen, statt dessen schlug sie sich mit der flachen Hand auf den Mund. „Vorsicht! Mißtrauen! Nicht zu früh jubeln!“ Zweifel, Angst, Hoffnung, Freude jagten sich auf ihren Lippen. Sie wandte sich an Wendt: „Ist die neue Ernennung tatsächlich vollzogen? Bestätigt? Darf ich mich wirklich über diese Sache beruhigen?“

Der Haushofmeister beeilte sich, die Freudenbotschaft nachdrücklich zu bestätigen, rührend war die Seligkeit, die Anteilnahme der beiden treuen Menschen.

Liselotte stand an ihren Schreibtisch gelehnt, lautlos strömten ihr Tränen über die Wangen, wuschen die qualvolle Last der letzten Wochen von ihrer Seele. Ihr Herz sagte ein leises, inbrünstiges Dankgebet, mit unendlicher Zärtlichkeit gedachte sie ihres Sohnes, um dessen Heil sie soviel gelitten. Dann aber wischte sie die Spuren der Tränen hinweg, und als der Herzog eintrat, um sie zur Spazierfahrt abzuholen, verriet ihm keine Miene, kein Wort ihr neues frohes Wissen. Auch er schwieg; fremde Art, fremdes Wesen sah sich voll mißtrauischer Vorsicht an, kein Berstehen wölbte die Brücke.

In dieser Nacht aber berührte ein glücklicher Traum das erlöste Herz Liselottes. Sie sah ihren Enkel, Franz von Lothringen, den Sohn ihrer Tochter, auf dem deutschen Kaiserthron. Sie glaubte nicht an Träume und trug doch einen Glückschimmer davon durch viele Tage.

## Friedrich Singer / Mein Porzellan

In meinem Schrank das edle Porzellan  
mit seinem strahlend fleckenlosen Weiß,  
hat's meinem Herzen heimlich angetan:  
Ihm geb' ich meines Zimmers höchsten Preis.  
Wie spiegelt sich sein lichter Schimmer leis  
im tiefen, herben Braun der schweren Tische.  
Purpurnes Ornament. Wie brennend heiß  
umzingelst du in schlangenhafter Weiche  
der Teller prunkend hell mit Gold umrahmte Reiche!

Des Menschen Traum verweht wie Rauch im Wind.  
Mehr als ein Duzend Jahre sind vorbei . . .  
Was wolltest du einst, dummes großes Kind?  
Schönheit und Liebe — und von Schulden frei:  
Was du ersehntest, waren's nicht die drei? — —  
Ganz selten nur im trüben Erdenwallen  
kam auch zu mir das Glück — so nebenbei . . .  
Mein Porzellan. Du Lieblings Traum von allen:  
O laß dein holdes Licht in meine Sorgen fallen.

Ich war ein armer Bursch' vor manchem Jahr,  
in einer schlechten Bude wohnt' ich noch . . .  
Mein ganzes Streben und mein Sehnen war:  
Heraus aus diesem schändlichen Hundeloch.  
Und wenn ich hungrig nachts zu Bette kroch,  
so flehte ich aus wüsten Finsternissen:  
O Herr im Himmel. Laß mich einmal doch  
der Armut Schmach und Häßlichkeiten missen,  
und wo ein Glück mir blüht, o laß mich's endlich  
wissen . . .